

Die Israelvergessenheit des Symbolons

erschienen in: Schweizerische Kirchenzeitung, Jg.193 Nr. 3 (2025) 44-45.

Das Bekenntnis zu Jesus Christus als zweiter göttlicher Person auf dem Konzil von Nicäa trennt Juden und Christen. Gleichwohl sieht Christian M. Rutishauser Berührungspunkte für den jüdisch-christlichen Dialog.

Der christliche Glaube an die Trinität und an die Inkarnation Gottes in Jesus Christus gelten als die entscheidenden Glaubensinhalte, die Christen von Juden trennen. Oft wird gesagt, mit dem Konzil von Nizäa sei eine Hellenisierung des Christentums festgeschrieben worden, die gegen den hebräisch-jüdischen Monotheismus stehe. „Athen versus Jerusalem“ lautet das entsprechende Schlagwort. Der Sachverhalt ist allerdings komplexer. Auch lassen sich Brücken schlagen.

Mit der Einberufung des Konzils wollte Kaiser Konstantin nicht nur den Arianismusstreit beilegen. Er zielte auch darauf ab, den Osterfesttermin zu vereinheitlichen, denn gemeinsame Feiertage stärken Identität und Einheit in der Kirche wie im Reich. Seit dem 2. Jh. wurde Ostern in Rom am Sonntag nach dem Pessach der Juden gefeiert, während im Osten zahlreiche Lokalkirchen am 14. Nisan feierten, gleichzeitig wie die Juden ihr Pessachfest. Durch unterschiedliche Zeitberechnungen und das Nebeneinander von noch fastenden und schon feiernden Kirchen kam es zu erheblichen Spannungen. Da die Berechnungen in Alexandria und Rom weiterhin unterschiedlich blieben, brachte das Konzil keine definitive Einigung. Doch es legte verbindlich fest, dass Ostern am denjenigen Sonntag zu feiern sei, der auf den Vollmond nach der Tag- und Nachtgleichung im Frühling folgt. Damit wird der Ostertermin vom Pessachfest entkoppelt, denn die Juden berechnen ihre Feste allein nach dem Mondkalender. Für diesen Konzilsentscheid waren antijüdische Motive ausschlaggebend, sowohl beim Kaiser wie bei den Bischöfen, wie die Quellen eindeutig belegen: „Juden..., die ihre Hände mit dem frevelhaften Verbrechen befleckt haben und darum mit Recht als befleckte Menschen an ihren Seelen erblindet sind... Wir wollen nichts gemein haben mit dem verhassten Haufen der Juden.“¹ Das neutestamentliche Zeugnis ist jedoch eindeutig: Jesu Abschiedsmahl, seine Kreuzigung und Auferweckung haben an einem Pessachfest stattgefunden und werden vom Exodus-Geschehen her gedeutet. Auch weitere frühchristlichen Texte verstehen Christus am Kreuz als Opferlamm, dessen Blut vor dem Tod errettet (vgl. Ex 12,12f) und verbinden den Vorübergang Gottes mit der Passion Christi, die aus Sklaverei befreit und erlöst. Die Feier des *Triduums pascale*, wie es dem Zweiten Vatikanum geordnet wurde, erinnert in den Lesungen, im Exultet und in der Taufwasserweihe an diesen Zusammenhang. Doch ein verbindendes Wissen mit den Juden, die auch heute Pessach feiern, ist durch die Entkoppelung der Kalender fast ganz verloren gegangen.

Bei der Formulierung des Bekenntnisses mit seiner Verhältnisbestimmung von Gott Vater und Sohn wies Nizäa die arianische Auffassung zurück. Es war nicht antijüdisch motiviert. Dennoch

¹ Zitiert nach: Die Geschichte des Christentums. Religion-Politik-Kultur. Das Entstehen der einen Christenheit 250-430, Bd. 2, hrsg. von Charles und Lucie Piétri, Herder: Freiburg Basel Wien 1996, S. 316.

hat das Symbolon wesentlich zur Entfremdung vom Judentum beigetragen, wie eingangs erwähnt. Den Sohn mit dem Vater „wesensgleich“ zu nennen, „Licht vom Licht, wahrer Gott vom wahren Gott, gezeugt nicht geschaffen“, wird von jüdischer Seite als Vergöttlichung Jesu Christi und somit als eine Form von Götzendienst wahrgenommen. Die 318 Konzilsväter aber wiesen mit diesen Formulierungen das neuplatonische Denken des Arius zurück, der den Gottessohn als geschaffenen Schöpfungsmittler ähnlich einem Demiurgen Gott unterordnete. Demgegenüber folgte Nizäa aus der liturgischen Praxis, dass Christus wie Gott als Kyrios angerufen wird und die Gläubigen in ihm Gottes Heilswirken erfahren, dass der Sohn „wesensgleich“ mit dem Vater sein muss. Nur als Mensch und Gott kann Christus wirklich Erlöser sein. Schliesslich formuliert schon das Johannesevangelium, Vater und Sohn seien in ihrem Wirken eins. (vgl. Joh 10,30; 17,21) Diese Einheit im Wirken wird nun bei der Übersetzung in die hellenistische Denkform zur Einheit des Seins. Damit wird ihr Verhältnis nicht nur in eine neuplatonische Denkform eingeordnet. Es transformiert diese auch, denn was bisher undenkbar war, ist nun ausgesagt: Gott kann leiden und hat in seinem Sohn eine Geschichte. Er ist nicht nur ewiges Sein und unwandelbar, sondern ist persönlich und bezogen.² Aus christlicher Sicht wird mit der Trinität der Glaube Israels an den einen Gott nicht verraten. Vielmehr wird seine Einheit und Einzigartigkeit als Mysterium der Liebe ausgelegt und zugleich beschrieben, wie er als transzendenter Gott dennoch den Menschen nahe ist und mit ihnen geht.

Der Trinitätsglaube hätte von jüdischer Seite nicht zwingend abgelehnt werden müssen. Eine Vermittlung von platonischer Philosophie und dem jüdischen Glauben an den einen Gott, wurde von Diasporajuden ähnlich formuliert. Schon Philo von Alexandrien, ein Zeitgenosse Jesu, konnte zum Beispiel auf Spr 8,22-25, dass Gott durch die Weisheit die Welt schafft, zurückgreifen. Er identifizierte die Weisheit mit dem platonischen Logos und sprach dabei von „zwei Göttern“ im Himmel; dies wurde nicht als unjüdisch empfunden.³ Das Buch Daniel wiederum spricht in seinen Himmelsvisionen vom „Hochbetagten“ und vom „Menschensohn“, dem die Weltherrschaft übergeben wird (Dan 7).⁴ Solch jüdische Denkfiguren hatten die christlichen Theologen übernommen und auf Gott Vater und Jesus Christus übertragen. So hat Daniel Boyarin auch die Aussage des Johannesprologs, dass alles durch das Wort geschaffen wurde und dieses Wort bei Gott bzw. Gott ist (Joh 1,1-5), als einen Midrasch ausgelegt, wie er auch im zeitgenössischen Judentum hätte formuliert werden können.⁵ Nizäa steht in dieser Denktradition des hellenisierten Judentums. Dieses Denken wurde vom rabbinischen Judentum jedoch ausgeschieden, gerade weil die Christen es aufgenommen haben. Erst seit dem Frühmittelalter greift das Judentum mit der Kabbala wieder auf platonisches Denken zurück. Die Eigenschaften Gottes werden dabei wie platonische Ideen verstanden und vermitteln zur

² Jan-Heiner Tück, „Consubstantial with the Father“. Did the Council of Nicaea Neglect the Jewish Roots of Christianity, in: Markus Tiwald/Markus Öhler (Hrsg.), Parting of the Ways. The Variegated Ways of Separation between Jews and Christians, Brill Schönningh: Paderborn 2024, S. 325-338.

³ Peter Schäfer, Zwei Götter im Himmel. Gottesvorstellungen in der jüdischen Antike, Beck: München 2017, S. 23-72, hier S. 70.

⁴ Daniel Boyarin, The Jewish Gospel. The Story of the Jewish Christ, New Press: New York 2012, S. 25-70.

⁵ Abgrenzungen. Die Aufspaltungen des Judäo-Christentums, Institut für Kirche und Judentum: Berlin 2009, S. 130-219.

Schöpfung hin.⁶ Jüdischer Glaube an Gottes Einwohnung in dieser Welt durch die Malchut (Königsherrschaft), seine Schechina oder einfach durch seinen Namen kann heute Brücken im Dialog mit der Trinitätslehre und Inkarnation sein.⁷ Doch Jesus Christus als zweite göttliche Person bleibt dabei trennend.

Im Glaubensbekenntnis von Nizäa ist aber nicht nur die Aussage zur Wesensgleichheit von Gott Vater und Sohn für Juden unerträglich. Im Blick auf das jüdisch-christlich Verhältnis muss auch darauf geschaut werden, was das Symbolon schweigend übergeht. Von Jesus Christus wird nur die Geburt aus Maria, die Inkarnation, sowie sein Tod und die Auferstehung bezeugt. Über Jesu Leben, dass er als Sohn des jüdischen Volkes nach der Tora des Moses gelebt und sie ausgelegt hat, wird nichts gesagt. Zudem handelt Gott in der Geschichte nur noch durch seinen Sohn. Die übrige Heilsgeschichte wird totgeschwiegen. Kein Wort davon, dass Gott Abraham berufen, die Israeliten aus der Sklaverei befreit und mit ihnen am Berg Sinai einen Bund geschlossen hat, dessen Inhalt die Tora ist. Dieses Nicht-Bekennen stellt eine Verdrängung des Volkes des ersten Bundes dar. Zwar formuliert der dritte Glaubensartikel zum Heiligen Geist, dass er durch die Propheten gesprochen hat, doch hebt dies die Israelvergessenheit nicht auf. Die Propheten werden nicht als Ausleger der Tora gesehen, sondern nur als Vorboten Christi. Erlösung und Heil scheinen erst mit der Inkarnation Gottes in Christus zu beginnen. Des früheren heilsgeschichtlichen Kontexts beraubt, droht sie jedoch abstrakt verstanden zu werden, analog zu heidnischen Vorstellungen, die von Göttern sprechen, die Mensch werden. Dies ist zumindest heutzutage eine fatale verkürzte Lesart des Bekenntnisses. Und dieses nennt neben der Kirche auch das jüdische Volk nicht. Das Judentum wird von Nizäa durch die Kirche stillschweigend ersetzt.

In der Formulierung des Glaubens heute ist es daher wichtig, die alttestamentliche Heilsgeschichte explizit zu nennen, und zwar auf eine Weise, in der sich auch das Judentum wieder erkennt. Dazu kommt das Bekenntnis zum „unwiderrufenen Bund“ Gottes mit Israel, von dem Johannes Paul II. oft sprach und der im Weltkatechismus verankert ist.⁸ Es gehört zur Katholizität der Kirche, dass sie sich Schulter an Schulter mit dem Judentum versteht und in ihm ein „Sakrament des Andern“ (Bruno Forte) erkennen kann.



Prof. des. Dr. Christian M. Rutishauser SJ (Jg. 1065) hat seit 2024 den Lehrstuhl für Judaistik und Theologie an der Universität Luzern inne und ist Leiter des Instituts für Jüdisch-Christliche Forschung an derselben Universität. Er ist Delegat für Hochschulen der Zentraleuropäischen Jesuitenprovinz und Exerzitien- und Kontemplationsleiter. Seit 2004 ist er Delegationsmitglied der vatikanischen Kommission für die religiösen Beziehungen mit dem Judentum und seit 2014 in derselben Funktion ständiger Berater des Heiligen Stuhls.

⁶ Karl Grözinger, Jüdisches Denken. Theologie-Philosophie-Mystik. Von der mittelalterlichen Kabbala zum Hasidismus, Bd. 2, Campus Verlag: Frankfurt New York 2005, S. 89-462.

⁷ The Body of Faith. Judaism as Corporal Election, Seabury Press: New York 1983.

⁸ Zur Verhältnisbestimmung von Kirche und Judentum heute das vatikanische Dokument «Denn unwiderruflich sind Gnade und Berufung, die Gott gewährt.» (Röm 11,29), Nr. 35-39. [Vatikandokument-50-Jahre-Nostra-aetate.pdf](#)